

Erstes Blatt.

Wir feiern heute den Karnaval.

Jede Zeit hat ihre Feste. Damit ist es nicht gesagt, daß die der Vorzeit heute nicht mehr bestehen; der Kalender des laufenden Jahrhunderts enthält im Gegentheile noch manche alten, welche nur einen andern Namen angenommen haben. Eins dieser Feste ist der Karnaval.

Er ist der König der Menschheit und regiert überall; in Deutschland ist er schwer und sinnlich; in England melancholisch, fast traurig; in Frankreich wild und übermüthig; in Italien lärmend und rauschend; in Rußland eintönig und ernst.

Woher er gekommen ist, wissen wir eben so wenig, als wir den Anfang menschlicher Tollheit bestimmen können. Es genügt uns, seine legitimen Kinder, wie die Cherubfeste der Aegyptier, die Bacchanalien der Griechen, die Saturnalien der Römer und die Feste der Narren und Unschuldigen des Mittelalters zu kennen. Es ist gewiß, daß in der ersten Christenheit, wie bei den heidnischen Völkern, auch die Kirche an

diesen Festen Antheil nahm. So gab es Maskenzüge an den Weihnachts- und Oftertagen, welche jedoch allmählich von den Päbsten abgeschafft worden sind. Daß die Kirche sich an diesen Festen betheiligte, konnte in der Kindheit des Christenthums nicht anstoßen, weil man ihr noch mit Leib und Seele anhing, von ihr Alles erhielt, ihr Alles gab und ihr allein nur lebte.

Zu unserer Zeit ist der Karnaval einer andern Natur. Eine Hälfte der Menschheit hält die andere zum Besten. Die Neger von Haiti bedecken ihr Gesicht mit einer weißen Maske, frisiren ihr Haar und ziehen ein langes Hemd an, welches ein mit kleinen Schellen versehener Gürtel eng an die Hüften anschließt. — Die Araber feiern ihren Karnaval in der Nacht, im Monate Moharrem, mit welchem ihr Jahr beginnt. Nichts ist merkwürdiger und lächerlicher, als eine Schaar Neger, männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche in französicher, moderner Tracht die Sitten, Militärübungen, Bewegungen der Europäer nachahmen; die Besiegten spotten dort ihrer Sieger, wie in Rom die Sklaven einen Tag lang das Kleid eines Freien trugen und die Patrizier gern die Rolle eines Sklaven übernahmen.

Der Carn-à-val (Chair-à-bas) kündigt uns das Ende der öffentlichen Feierlichkeit und die Tage der

Abstinenz an. Deshalb ist der Aschermittwoch nicht weniger traurig und ernst, als die beiden vorhergegangenen Tage fröhlich und heiter waren.

Der Fastnachtssohn findet vielleicht kein Geld mehr in der Kommode, kein Brod im Schranke, aber desto mehr Zahlungsbefehle und allerlei Sorten von Gerichtsvollzieherpapieren auf dem verlassenen Tische. Die Nothglocke ertönt heute lauter als je und überall erscheint uns die Abstinenz mit ihrem reuevollen, bleichen Gesichte: Gedenk, o Mensch, daß Du Staub bist und in Staub zurückkehren wirst. (Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!) Auf diese Art will auch der Karnaval seine Hekatombe!

Aber warum finden wir doch bei allen Völkern und zu allen Zeiten diese tollen Feste? Verständig zu sein ist vielleicht eine geistige Anstrengung, von welcher wir zuweilen ausruhen müssen! Die Menschheit gleicht dann einer großen Gesellschaft von Taubstummen, welche alle zugleich den vollen Gebrauch der Zunge erhielten und vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne närrisch und übermüthig die Kraft des neuen Organes auf die Probe stellen wollten, um sich an ihrem frühern Zustande zu rächen!

Leider gleicht jeder von uns jenen Masken; oft ist unser ganzes Dasein nur ein elender Karnaval.

Bereiten wir uns nicht durch Uebersättigung auf Enthaltfamkeit vor? Freilich bedarf unser Leben der Zerstreuung, um die Seele und den Körper neue Kraft und Frische gewinnen zu lassen. Schöpfen wir aber wirklich Ruhe und Erfrischung in diesen rohen Vergnügen und gibt es keine passendere und reichere Quelle?!

Schon seit langer Zeit sinnt eine gewisse Gesellschaft darüber nach, auf welche Weise die Thätigkeit der Menschen am besten anzuwenden sei. Erdächte sie nur, wie wir den besten Gebrauch von unserer Ruhezeit machen würden! O, ihr denkenden Philanthropen, sucht uns Zerstreuung ohne Rohheit, Genuß ohne Egoismus und obendrein einen Karnaval, welcher der ganzen Welt Heiterkeit und keinem Menschen Schande bringt!

Ich bereite mir unterdessen meine Tasse Kaffee; — Da nun einmal jeder feiert, so will ich auch meinen guten Tag haben — und nehme aus der kleinen Bibliothek einen meiner beliebtesten Schriftsteller. Da greife ich denn zuerst nach Friedrich von Raumer, — Geschichte, nein, heute nicht; — Goethe, — mit dem lassen mich meine Karnavals-Gedanken nicht fertig werden; — Heine, — ach, indem er der Menschen spottet, entmuthigt er sie, und Kraft ist mir grade

nöthig; — Schiller, — den wollen wir behalten. — Ich liebe Schiller, besonders seine „Räuber.“ Obgleich nicht fehlerfrei, so sind sie immerhin ein großes und edles Werk hoher Dichtung und tiefen Sinnes. Von einem 21jährigen Jünglinge erwartet man nichts Größeres.

Bevor ich das Buch öffne, überschau' ich die Geschichte meines Lieblingsstückes.

Der alte Moor, ein schwacher Greis, hat zwei Söhne, beide energischer und zugleich schrecklicher Natur. Die geistige Verwandtschaft zwischen Vater und Söhnen ist fast unbegreiflich. Schiller läßt sie errathen. Er überlegte und berechnete wenig, denn sein reicher Geist besaß von Allem genug, und ein Bild, welches, abgesehen von seinen schönen Figuren und Farben zum Denken führt, ist eben deshalb ein lebendiges Werk.

Karl, der ältere Sohn, ist ein großmüthiger Held; Franz, der jüngere, ein treulofer Polterer. Ihre straff entgegengesetzten Seelenkräfte liegen in beständigem Streite, in welchem der Vater am meisten leidet. Karl wird von Franz verläumdert, und der schwache Greis erkennt die Reue seines Sohnes, der alsdann Gott und die Menschen verflucht. Mit einer schrecklichen Gewalt will er sich an der bösen Menschheit rächen. Eine Menge gleichgesinnter, aufrehrerischer

Studiengenossen wählen ihn zu ihrem Anführer. Ihre heftigen Unterhaltungen sind voll von Uebertreibungen, in welchen sich das Niedrige mit dem Erhabenen verbindet; sie malen die Uebergangsperiode der menschlichen Bildung am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Da wird meine Träumerei plötzlich von einem andern Gedanken unterbrochen. Ich erinnere mich, daß ich schon seit mehreren Tagen einer heimathlichen Familie die Antwort auf einen Brief schuldig bin.

Last uns vorab diese Schuld entrichten! Zu meinem Verdrusse bemerke ich, daß ich kein Briefpapier mehr vorrätzig habe, und eile, ohne weiteres Nachdenken, zu einem nahe gelegenen, kleinen Laden, welcher gewiß der ärmste in unserer Straße ist. Mein Vortheil ist dort zwar geringer als in einem größern Hause; indessen glaube ich meinen armen Mitbrüdern ein Zeichen von Mitleid zu geben, wenn ich zu ihnen komme. Solche dürftige Handlungen sind häufig der Rettungsanker einer vom Untergange bedrohten Familie, oder die einzige Lebensquelle irgend eines Verwaisten. Hier spekulirt man wenigstens nicht, sondern will nur leben.

Die Eigenthümerin des kleinen Ladens, wohin ich gehe, ist eben eine jener unglücklichen Kreaturen, und wurde schon frühe auf ihr armes Selbst angewiesen.

Ihre Eltern hat sie kaum gekannt und eine lange Reihe von Jahren bei einem ihrer Verwandten zugebracht, welcher ihr dann endlich, wohl gegen ihren Willen, einen seiner Gehülfen zum Manne aufdrang. Gleich nach ihrer Heirath mietheten sie das kleine Haus, welches die Wittve jetzt noch bewohnt.

Karolinens Mann, wiewohl in seinem Handwerke gewandt, hatte in der Meinung, von dem Ertrage ihres kleinen Handels allein leben zu können, seine Tischlerbank verlassen, um sein eigenes Glück und dasjenige seiner Frau in dem Giste geistiger Getränke zu versenken.

Das Verdienst der Woche, welche vor und nach auf 3—4 Arbeitstage zurückgeführt worden war, vergeudete er in der Gesellschaft lustiger und tobender Gefellen. Karoline mußte allein den Erfordernissen des Hauses Genugthuung verschaffen, bis die zu weit getriebene Leidenschaft ihrem Manne endlich das Leben kostete.

Es sind nur 2 Jahre her, daß man auf ihrem Gesichte noch jene angenehme Frische und Blüthe, die natürlichen Kennzeichen der Jugend und des Glückes, fand. Seit dem Tode Felder's, ihres Gemahls, sind diese Blumen der Zufriedenheit von ihren Wangen verschwunden. Sie ist wachsam und fleißig; besun-

geachtet reicht der Ertrag des dürftigen Geschäftes nicht mehr zur Bestreitung der Kosten ihres Hauses hin, denn Fritz, ihr Söhnchen, soll jetzt die Schule besuchen. Er wäre in die Armenschule der Stadt unentgeltlich aufgenommen worden. Leider standen die dortigen Lehrer in einem nicht sonderlich guten Rufe, und die Mutter zog vor, ihr geringes Einkommen durch den Erwerb leichter Handarbeiten, wozu ihr die häuslichen Geschäfte Muße ließen, um Einiges zu vermehren, um ihr Söhnlein zu einer allgemein tüchtig gefundenen Anstalt zu führen.

Die Aufgabe war schwer und bitter, Karoline löste sie muthvoll und heiter, und überließ den Rest der überall waltenden Fürsorge.

Ich näherte mich allmählich der bescheidenen Wohnung, trete in den Laden und höre in dem anstoßenden Wohnzimmer mehrere Kinderstimmen, die bald in ein lautes Gelächter ausbrechen. Karoline, welche in dem häufigen und langjährigen Besuche meine warme Theilnahme an ihrem Geschicke richtig errathen hatte, lud mich höflichst zu der kleinen Gesellschaft in ihr Zimmer ein.

Es waren drei fremde Kinder, welche in einer Ecke des kleinen Stübchens hinter der Ladenthür saßen. Sie trugen eine ärmliche Kleidung, wie sie die bet-

telnde Jugend trägt und hatten vor einigen Minuten Karolinens Sohn um ein Almosen angehalten. Die gute Mutter nahm sie in ihr Haus auf und sättigte sie mit voluminösen Butterbroden, welchen sie eine Lage weißen Käses aufgelegt hatte. Das kleinste der Kinder, ein schlauer Junge von sechs bis sieben Jahren, dessen blühendes Gesicht nichts weniger als einen Betteljungen verrieth, hatte sich nicht nur den Mund, sondern Nase und Augen mit dem etwas flüssigen Käse gefüllt, worüber sich seine beiden Kameraden lustig machten und jeden Augenblick ihre wohl geübten Stimmen hören ließen.

Sehen Sie doch diese unschuldigen Kinder, wie sie sich ergötzen! sagte Wittve Felder, indem sie dem kleinen Schmarozer mit der Hand über den Kopf fuhr. —

Er hatte noch nicht gefrühstückt, versetzte ein etwas älterer Junge, um seinen Bruder zu entschuldigen.

Die armen Kleinen, fuhr Karoline fort, leben so ganz verlassen auf dem harten Pflaster, und haben keinen andern Vater als den dort oben.

Deshalb wollen Sie ihnen Mutter sein, erwiderte ich. — O das, was ich thue, ist nicht viel, meinte sie und ging in den Laden, um mir das verlangte Papier zu holen.

Alle Tage, rief sie, treffe ich zufällig einige dieser Würmchen an, welche ich dann mitnehme und für dies Mal wenigstens gehörig abfüttere. Die Mutter der armen Waisen wird es mir im Paradiese vergelten. Diese Kinder erinnern mich daran, daß nach meines Vaters Tode mein Schicksal dem ihrigen hätte gleich werden können, und wäre ich dann nicht froh gewesen, wenn mir irgend eine christliche Mutter einige Hülfe hätte leisten wollen? Außerdem rufen sie mir durch ihre fröhlichen Liedchen die glücklichen Kinderjahre bei meinem Oheim zurück.

Die Augen Carolinens wurden feucht, und es schien mir, als habe ich auf ihren Wangen eine schwere Thräne bemerken können.

Also finden Sie doch wenigstens eine Belohnung in dem Bewußtsein, Gutes zu thun?

O ja, und auch noch in der Kinder Lust; ihre laute Freude gibt mir Muth zum Leben.

Sie entfernte sich einen Augenblick und kam gleich darauf mit einem Körbchen Obst zurück, welches sie unter die fröhliche Jugend vertheilte.

Kommt her, ihr Lieben, und steckt dies in eure Tasche für morgen! und indem sie mir über die Seite einen Blick zuwarf, ich mache mich heute arm, aber warum sollen diese unschuldigen Kleinen nicht auch

ihren Karnaval haben? Ich nahm mein Papier, grüßte Karolinen und ging hinaus; ich war gerührt. Endlich, sagte ich zu mir selbst, habe ich entdeckt, wo die wahre Freude ist. —

In meiner Wohnung angekommen, setze ich mich an mein Schreibpult, um den erwähnten Brief zu schreiben. Das Blatt liegt vor mir, aber mein Geist ist zerstreut, ich bringe nichts zu Stande.

Ein sinnreicher Dichter sagte, daß das Leben ein Traum sei; ich möchte es mit einem Fieber vergleichen. Welcher Wechsel, welche Aufregung, welche Laune, welche Gefühle, welche Herzenskälte, welche Liebesgluth, welch ein Chaos von Bildern des Schmerzes und der Freude!

Fruchtlos streben wir nach Ruhe und bleiben an der Grenze der Thätigkeit stehen. Der größte Theil des menschlichen Daseins ist ein Opfer des Betrachtens und Denkens und der Rest reibt sich vielleicht durch Neue auf! Wenn ich mich hier des Ausdrucks „des menschlichen Daseins“ bediente, so habe ich darunter natürlich besonders mein eigenes verstanden. Uebrigens sind wir ja Alle so beschaffen, daß ein Jeder von uns ein Spiegel der ganzen Menschheit ist. Das, was wir in unserm Herzen fühlen, scheint uns die Geschichte des Weltalls zu sein. Vor einigen

Minuten, auf der Straße, hatte ich Gelegenheit, einen Trunkenbold zu beobachten, der, weil er seinen eigenen Körper wanken fühlte, mit aller Gewalt den Vorübergehenden ein Erdbeben ankündigen wollte.

Wir gleichen ihm wohl, mehr oder weniger, Alle. Aber warum bin ich denn eigentlich bewegt und unruhig, ich armer Tagelöhner der Welt? Löse ich nicht ungesehen meine unbekannte Aufgabe? Ich will es Dir sagen, verborgener Geist, unter dessen Schutz ich diese Linien schreibe, an welchen ich, als meinen würdigen Vertrauten, meine Selbstgespräche richte. Du, Abbild meiner Existenz, sollst es wissen!

Die Straße, auf welcher ich eine lange Reihe von Jahren hindurch ruhig und zufrieden, wie ein leichter Wandersmann, voranschritt, hat sich plötzlich in zwei Arme getheilt. Es ist mir freie Wahl unter ihnen gelassen.

Der eine Weg ist die Fortsetzung desjenigen, auf welchem ich bisher gewandelt, den andern kenne ich noch nicht. Auf dem ersten habe ich nichts zu hoffen, aber auch nichts zu fürchten. Auf dem zweiten kann ich Ehre und Ansehen erringen, aber auch großen Gefahren Preis gegeben sein. Mit Einem Worte, eine wohlhabende Familie, welche mit der meinigen in enger Freundschaft lebte, bietet mir eine vorthell-

hafte Stellung an. Es handelt sich darum, ob ich das beschriebene Leben auf meinem engen Zimmer gegen ein glänzendes Unternehmen in der weiten Welt auf's Spiel setzen soll.

Es sind bereits 14 Tage her, daß mir dies An-
erbieten gemacht wurde, und die Sache beunruhigt mich.

Ich gehe mit mir zu Rathe, vergleiche und komme
doch zu keinem Entschlusse.

Aufgebracht über mich selbst, nähere ich mich dem
Fenster. Der Himmel ist mit einem schwarzen Ge-
wölke überzogen. Der Wind treibt die Wolken, sie
rennen um die Wette, geben sich zuweilen laute Seiten-
stöße, wie als wenn sie sich gegenseitig aufhalten
wollten, es blitzt, es donnert zu wiederholten Malen,
eine Wolke zerreißt und ein schlagender Hagel treibt
den Haufen der sorglosen Karnavalsfreunde in die
Flucht.

Ein Gewitter macht mir immer großen Spaß.
In der Ueberraschung verliert man die zu einer zweiten
Natur gewordenen Gewohnheiten, um seine wirkliche
zu verrathen.

Meine Blicke treffen gerade im Moment den
wohlbeleibten Mann, welcher dort unten an unserm
Hause vorbeischiebt. Plötzlich legt er sein centner-
schweres Gewicht und seinen mühsamen Gang ab,

und läuft wie ein kleiner Schuljunge unter das Thor eines nahen Hauses.

Da eine Menge junger Studenten, welche mit gelehrter Miene das Gewicht und die Größe einer schon gefrorenen Schloffe untersuchen. Sie studiren gewiß Physik oder Chemie.

Hier diese Kinder, welche ihre Reihen brechen und ihre Mügen abnehmen, um die Spielsteine des Himmels darin aufzufangen.

Dort oben eine junge, muthvolle Dame; sie findet Vergnügen daran, der Natur zu trotzen und denkt gewiß nicht an ihr niedliches Mäntelchen aus Sammet, welchen die tanzenden Hagelförner, wie lustige Heinezmännchen bearbeiten und weich klopfen.

Unterdessen wird die Entladung immer stärker und die Straße ist mit Einem Male leer. Eine Menge Menschen eilt unter das Thor des von meinem Zimmer aus sichtbaren Schauspielhauses, welches seit längerer Zeit zur Miethe angezeigt ist. Schlosser, Schreiner und Tapezierer hatten, wie ich im Vorbeigehen bemerkt, ihr Mögliches zur Verschönerung desselben gethan. Die Nachlässigkeit des letzten Unternehmers hat dies Alles jedoch bald wieder verwischt. Ein entehrender Schmutz haftet auf den Wänden und die Fronte hat der Zettelträger eines zweiten Theaters,

aus Hohn vielleicht, fast ganz mit seinem bunten Papiere beklebt. Bei jedem Miether hatte das Haus von seinem Werthe verloren. Jetzt ist es nun leer und den Miethlustigen zur Ansicht freigestellt.

Wie viele Menschen gibt es nicht, welche ihm gleichen, und nun ihre alten Herren verlassen und neuen dienen wollen, um desto rascher ihrem Verderben entgegen zu gehen!

Halt! dieser Gedanke gibt mir eine Lehre.

Eine innere Stimme ruft mir zu: Sei auf deiner Hut! vertausche deine alten, wohlbekannten Hausgötter nicht gegen neue, fremde, von deren Wohlwollen und Gunst du nicht vollständig überzeugt bist! Sei zufrieden mit deinem armen Glücke! Kommen aber diese Worte nicht von mir selbst? Ist es nicht meine eigene Person, welche meiner Umgebung Leben und eine Sprache verleiht? Was liegt daran? Wenn die Lehre nur weise ist. Die Stimme unsers Herzens ist die eines guten Freundes; sie sagt uns, was wir sind und was wir vermögen. Schlecht können daher nur diejenigen Menschen sein, welche den Ruf des Herzens verkennen.

Ich schreite also zum Werke und mit wenigen Worten habe ich meinen Freunden für ihre Gewogenheit und Aufmerksamkeit gedankt.

Dieser Brief gibt mir meine frühere Ruhe wieder, und mein alter Frohsinn wird nun nicht lange mehr ausbleiben!

O, süße Armuth! Warum habe ich deine Gesellschaft für einen Augenblick verlassen wollen?

Verzeihe mir meinen Wankelmuth und nimm auf's Neue Wohnsitz in meiner Einsamkeit!

Bringe auch deine holden Töchter mit, Wohlthätigkeit, Geduld und Enthalttsamkeit! Ihre alle seid mir Mutter und Schwestern; lehrt mich ohne Murren ertragen, ohne Bedenken theilen, und zeigt mir dann endlich den Weg, welcher zu dem Ziele meines Daseins führen soll; zu dem Ziele, welches höher liegt, als irdisches Vergnügen und weltliche Macht.
